# Der Vagabund

Autor(en): **Jemelin, Erika**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **258 (1985)**

PDF erstellt am: **20.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-657001

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**

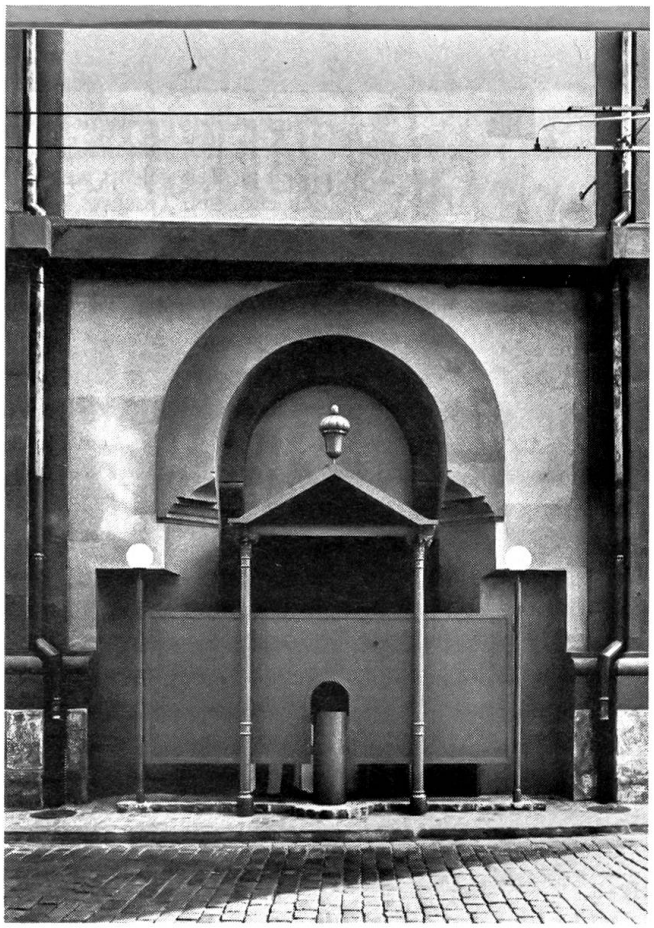
ERIKA JEMELIN

# Der Vagabund

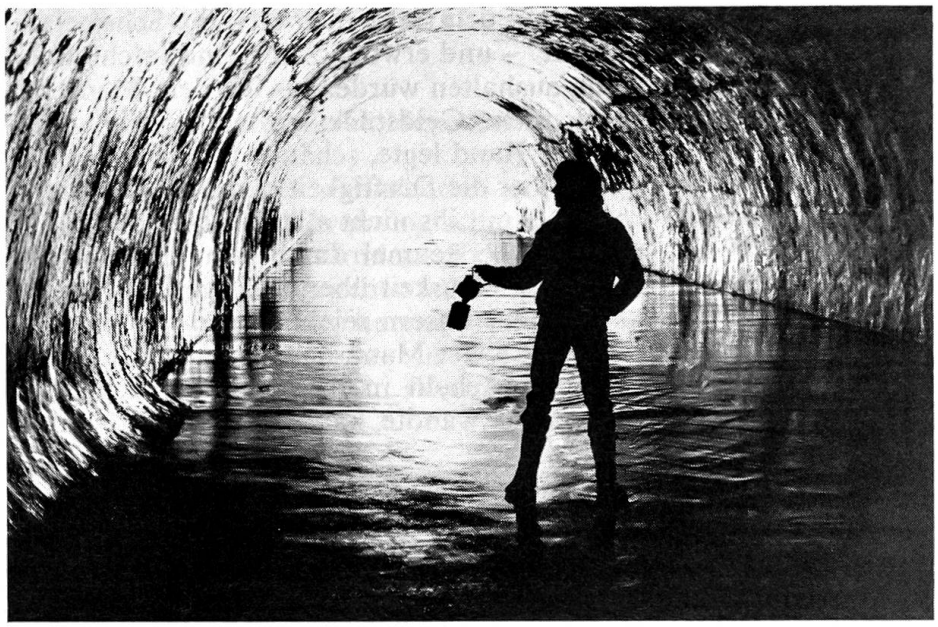
Es geschah an einem Nachmittag, als ich hinter den Schulaufgaben sass. Meine Eltern waren mit der kleinen Schwester auf den Bahnhof gegangen, um Tante Emma abzuholen. Ich sah diesem Besuch mit gemischten Gefühlen entgegen, denn was man sich in der Familie von Tante Emma erzählte, von ihrer sprichwörtlichen Strenge und ihrem Knausertum, war nicht gerade dazu angetan, ein Kinderherz höher schlagen zu lassen. Sie war die Frau von Onkel Theodor und eigentlich gar nicht unsere richtige Tante, sondern die entfernte Verwandte einer Base meines Vaters. Ich kannte beide, Onkel und Tante, nur vom Hörensagen und hatte mir von ihnen längst ein eigenes Bild entworfen. Es hiess, dass sie ihre Herzen an Katzen, Goldfische und Kanarienvögel gehängt und für die restliche Welt und ihre Bewohner nicht allzu viel übrig hätten. Diese Tante Emma also wollte nun ein paar Ferientage bei uns verbringen, und Gott allein mochte wissen, wie sie es fertig brachte, sich von ihren Lieblingen zu trennen.

Heftiges Klingeln riss mich aus meinen Gedanken. Vor der Türe stand ein Mann mit einem riesigen schwarzen Schnurrbart, den zerdrückten Filz bescheiden in der Hand. «Ob er um ein Almosen bitten dürfe, er komme von weit her und sei bedürftig», sagte er, und ich fand es höchst lustig, wie bei jedem seiner Worte der Schnurrbart auf- und niederwippte und bis in seine dünnen Enden erzitterte.

Also ein Vagabund stand da vor unserer Türe, aber wenn ich ehrlich sein wollte, gefiel er mir gar nicht so schlecht. Unter buschigen Brauen hervor blitzten mich goldbraune, fröhliche Augen an, und sein Lächeln, das der dunklen Landschaft seines Gesichtes Heiterkeit verlieh, war für einen Landstreicher äusserst verwegen. Schnell überschlug ich in Gedanken meine mehr als magere Barschaft – warum hatte ich gerade gestern die neuen Hefte und dem Schwesterchen die Schokolade gekauft? – und erwog, ob sie eine solche Belastung aushalten würde. Als ich dem Mann das bescheidene Geldstück errötend in die ausgestreckte Hand legte, schämte ich mich ein bisschen über die Dürftigkeit der Gabe. Bestimmt würde er mit ihr nicht allzuviel anfangen können. Zum erstenmal durchfuhr mich bewusst heisse Dankbarkeit über mein gesichertes Zuhause, über unsern reichlich gedeckten Tisch. Gerade, als der Mann dankend mit einem versteckten Lächeln in den Mundwinkeln, sich zum Gehen wandte, kam mir in den Sinn, dass



*Das berühmteste Pissoir von Bern*
Anlässlich der Zytglogge-Restaurierung wurde auch das vieldiskutierte Örtchen sozusagen mit baulichem Charme instandgestellt.
Photo Hansueli Trachsel, Bern



*Berner «Unterwelt»*
Der Stollen zwischen Engekraftwerk und Felsenauwehr muss zu Kontrollzwecken von Zeit zu Zeit geleert werden.
Photo Hansueli Trachsel, Bern

er vielleicht Hunger haben könnte und über etwas Warmes froh wäre. Ein wenig unsicher und mit nicht ganz ruhigem Gewissen, ich erinnerte mich flüchtig an die elterlichen Ermahnungen, niemals fremde Leute in die Wohnung zu lassen, lud ich ihn zum Eintreten ein und sagte, ich wolle ihm gerne eine Suppe kochen.

Der Mann schien über diese Einladung entzückt zu sein, selbst sein Schnurrbart vermochte nicht ganz sein Schmunzeln zu verbergen. Mit vor Eifer geröteten Wangen hantierte ich in der Küche herum, suchte alles Essbare zusammen und tischte es vor dem Landstreicher auf, der behaglich, so machte es wenigstens den Anschein, im Lehnstuhl sass und sich diese Art von Wohltätigkeit gerne gefallen liess.

«Du bist ein erstaunliches kleines Mädchen und hast das Herz auf dem rechten Fleck», sagte er einmal anerkennend, während er geniesserisch und ohne jede Eile seine Suppe löffelte, von deren Schmackhaftigkeit ich mit meinen kärglichen Kochkenntnissen gar nicht überzeugt war. Plötzlich hielt er inne und blickte mich grübelnd, fast finster an. «Ob ich denn gar keine Angst habe, ihn hier so ganz allein zu beherbergen, einen fahrenden Gesellen, der auf den Landstrassen und in den Wäldern zu Hause sei, ihn, den geschworenen Feind der sesshaften Bürgerschaft? Ob ich nicht daran gedacht habe, dass er Böses im Schilde führen und meine Güte mit einer grossen Enttäuschung belohnen könnte?»

Diese Worte raubten mir im Nu all meine Sicherheit und ein unbehagliches Gefühl nahm von mir Besitz. Hatte ich richtig gehandelt? Weshalb nur hatte ich den Vagabund eigentlich so ohne Vorbehalt zum Essen eingeladen und mir die ganze Zeit darüber kaum Gedanken gemacht? Es wäre nun für ihn ein leichtes, uns auszuplündern, mich zu knebeln oder vielleicht gar umzubringen und dann das Weite zu suchen. Obgleich diese Überlegung mir einen kalten Schrecken durch die Glieder jagte, versuchte ich standhaft, mir meine plötzlich erwachte Furcht nicht anmerken zu lassen und so zu tun, als ob die Anwesenheit eines Landstreichers mit schwarzem Schnurrbart in unserem Esszimmer die alltäglichste Sache sei.

Unterdessen aber arbeiteten meine Gedanken fieberhaft und erwogen alle Möglichkeiten einer Flucht. Ich könnte, wenn ich es richtig anstellte, durch die Balkontüre in den Garten entfliehen, schreien, um die Nachbarn aufmerksam zu machen, und dann versuchen, durch den Keller zu entkommen. Ach, hätte ich nur den Fremden niemals eingelassen! Ich nahm mir allen Ernstes vor, in Zukunft weni-

ger entgegenkommend zu sein und mich nicht mehr vom Mitleid leiten zu lassen. Ich ahnte damals noch nicht, dass gerade dieser Zug meines Charakters mich immer wieder in Unannehmlichkeiten stürzen sollte.

«Der Himmel möge dir deine Güte vergelten und dir alle deine Wünsche erfüllen, kleines Mädchen», sagte der Mann schliesslich, wischte sich umständlich Mund und Schnurrbart und stand dann auf. Wiederum standen seine Augen voll goldener Funken und blickten mich eine Weile prüfend an. Und dieser Blick mag es gewesen sein, der mich urplötzlich all meine angstvollen, misstrauischen Überlegungen vergessen liess und mir eine Geborgenheit schenkte, die auch den letzten Zweifel zu verscheuchen verstand. Wer solche Augen besass, der konnte sicher nichts Schlimmes planen; und im geheimen schämte ich mich meiner Zaghaftigkeit.

Ich weiss nicht, wie es kam, aber mit einemal sass ich neben dem Vagabund unter dem Kastanienbaum im Garten und erzählte ihm von vielen verborgenen Träumen und manchem Schmerz. Es war, als sei er Vater und Mutter in einem und wisse um ein grosses Verstehen.

Plötzlich hörte ich die Eltern zurückkommen. Der kleinen Schwester helle Stimme drang bis zu uns in den Garten hinaus. Bevor ich jedoch Gelegenheit hatte, meinen Gast vorzustellen, sah ich Mutter mit ausgestreckten Händen auf uns zukommen:

«Theodor, du bist es!» rief sie in höchster Verwunderung und blickte erstaunt von einem zum andern.

Erstarrt und nur langsam begreifend, stand ich dabei, schaute auf die vor Freude zitternden Schnurrbartspitzen und hätte mich am liebsten verkrochen vor lauter Scham. Denn mein Vagabund, dem ich Almosen und Wegzehrung gegeben, war niemand anderes als unser Onkel Theodor, Tante Emmas Mann. Die Tante hatte einer Erkältung wegen ihre Reisegedanken aufgegeben und ihren Mann in die Ferien geschickt, und der Onkel, mit einem früheren Zuge angekommen, hatte sich mit mir diesen Scherz erlaubt. Das Gelächter wollte noch lange kein Ende nehmen und die Geschichte hat in der Folge, zu meinem Leidwesen natürlich, in der ganzen Verwandtschaft die Runde gemacht.

Aber im Winter darauf, als der erste Schnee gefallen, brachte mir der Postbote ein verheissungsvolles Paket, das ein Paar funkelnagelneue Skier enthielt.

«Einer der Wünsche, die dir der Himmel, eingedenk deiner Güte, mit Freuden erfüllt», stand dabei, «und viele Grüsse von deinem dir treu ergebenen Vagabund.»

*Der TGV in Bern*
Grossandrang des Publikums, als der französische TGV (Train à grande vitesse) im Berner Bahnhof zu besichtigen war. Direkte Fahrten mit diesem Zug nach Paris sind ab Genf und Lausanne möglich, ein direkter Kurs ab Bern (ohne Umsteigen) ist geplant.
Photo Hansueli Trachsel, Bern